

## Anthologie in Birkenrinde

Es ist merkwürdig, daß man nur immer an den Leib denkt, wenn man von Hunger spricht. Stelle dir vor, lieber Leser, du befindest dich in einer Lage, wo dir der tägliche Hunger des Leibes bereits zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Du hast dich nicht an ihn gewöhnt, keineswegs, aber er ist gewissermaßen eine Begleiterscheinung deines täglichen Lebens geworden, ein Schatten, der dir auf Schritt und Tritt folgt, früh, mittags, abends und sogar nachts, wenn du deine müden Augen einmal öffnest. Du hast keine Möglichkeit, ihm auszuweichen, du akzeptierst ihn. Aber daneben steht der andere Hunger, der Hunger der Seele. Nicht jeder verspürt ihn; aber der ihn spürt, den packt er mit aller Gewalt, den beutelt er mit seinen schynigen Händen her und hin und brüllt ihm täglich, stündlich ins Ohr: „Schaffe mir Nahrung, oder ich zermürbe dich!“

Ich bin ein Freund der Lyrik. Ich dichte nicht selbst, aber ich liebe Gedichte. Und da ich mich in einer solchen Lage befand, ging ich daran zu re-ka-pi-tu-lieren. Ich durchforschte mein Gedächtnis, ja, ich marterte es oftmals. Manchmal gab es etwas von sich und schwieg dafür ein anderes Mal um so hartnäckiger.

Zum Schreiben benötigte ich Papier. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß ich mich hinter russischem Stacheldraht befand. Papier war nicht aufzutreiben. Deshalb nahm ich ein Stück frischer Birkenrinde und löste die einzelnen Schichten voneinander. Dann schnitt ich die Bogen mit einem Messer (das eigentlich nur ein breit geschlagener Nagel war) zurecht und heftete sie mit einem Faden, den ich mir aus dem Ärmelrock zog, zusammen. Als Einband verwendete ich ein starkes Stück Birkenrinde.

Das Büchlein war fertig. Es sah gar nicht schlecht aus. Da ich nun auch hineinschreiben wollte, nahm ich einen Tintenbleistummel, löste die Mine heraus und ließ sie in wenig Wasser vergehen. So kam ich zu Tinte. In der Tiefe einer speckigen Wattehosentasche hatte ich vor einiger Zeit eine Schreibfeder entdeckt und so konnte ich mit dem Schreiben beginnen. Der Federhalter war das Werk weniger Minuten.

Ich begann also:

„Wie eine Geliebte begrüß' ich dich, heitere Stadt, wenn du, von der erwachenden Morgensonne geküßt, aus dem Schlaf dich erhebst...“

Es waren Worte von Hermann Schnell, meinem Würzburger Landsmann. Damals ahnten wir noch nichts über das Ausmaß der Zerstörung, die über unsere Heimatstadt gekommen war. Wir hofften das wiederzufinden, was schon durch Jahrhunderte zu den Kleinodien der Stadt gehörte, die trutzige Festung, das Falkenhaus, die hohen Gewölbe des Domes, die lichte Front der Residenz. Aber — tempora mutantur. Auch Hermann Schnell ist geblieben, der stille, ruhige Mensch, der seine Vaterstadt so sehr liebte. Immer mehr verzehrte ihn die Sehnsucht und als wir ihn in die Erde betteten, sprach ich leise seine Worte am offenen Grab. Es war mir wie ein Gebet.

Doch ich wollte noch mehr einschreiben: Storm's „An meine Söhne!“ Aber beim dritten Absatz war es aus. Es ging einfach nicht mehr weiter.

Ich stapfte durch den Schnee, um den Studienrat aus Freiburg zu finden, von dem ich wußte, daß er schon an einem Buch über Literaturgeschichte mitgearbeitet hatte. Er konnte mir helfen. Er sagte mir auch zwei innige Gedichte von Hermann Hesse und Mathias Claudius.

Ein schon lange nicht mehr gekanntes Gefühl kam in mir auf: Ich freute mich. Ich schlürfte genießerisch die Worte in mich hinein. Es war seltsam, aber ich vergaß alles um mich, bis mich Erwin anstieß: „Du mußt heute die Suppe holen!“

Viele Gedichte fanden den Weg in mein Büchlein: Von Hebbel und Rilke, Gottfried Keller und Münchhausen, Carossa, Lenau und Mörike und viele andere. Als die letzte Seite heran kam, schrieb ich ein Goethewort hinein: „Wem die Natur ihr offenes Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.“ Ich weiß nicht mehr, wer mir diese Worte gesagt hatte; vielleicht war es der Kunstmaler Hartwig, der heute in Stuttgart Zeitungen verkauft.

Das Birkenbüchlein war mein ständiger Begleiter. Ich trug es in einem Stoffbeutel um den Hals gehängt. Es gab Stunden, in denen ich an den Schatz an meiner Brust nicht dachte. Es gab aber auch Zeiten — und die waren häufiger — in denen dieses Büchlein mein ganzer Trost und Halt war. Es ging mit mir den Weg aus der nordrussischen Taiga in den Kaukasus, es lag mir am Herzen, als ich sechshundert Meter unter der Erde Kohlen schürfen mußte. Am Tage meiner Abfahrt in die Heimat mußte ich es den Flammen übergeben. Es war ein sehr schwerer Entschluß. Aber es wäre sonst in unrechte Hände gekommen.

Es ist etwas Seltsames um den Hunger der Seele. Aber wer ihn spürt, ist nicht der Ärmste in dieser Welt.



## Der Mensch, der den Haß begrub

Ich stieg den Berg hinan. Und als ich oben war, schaute ich hinunter in ein tiefes Tal. Es ist Abend geworden und der Mond stand am Himmel, tief verschleiert.

Wolken zogen in die Weite des Unendlichen.

Das vertraute fränkische Land war wie verwandelt.

Das Tal war eine wüste Landschaft. Kein Baum, kein Strauch und auch keine Wiese in diesem Tale der Verlassenheit. Der Hauch des Todes schwebte über ihm wie die Fahne des Rauches über den Kaminen. Nirgends hörte ich einen Laut. Kein Vogel, der müde sein Abendlied sang, keiner Grille zaghaftes Geigen. Der Pulsschlag des Lebens schien erstorben. Hier ist der Frühling vorübergegangen, ohne den goldenen Kelch der Freude in der Hand.

Und doch! Wie war es? — hörte ich nicht eben ein dunkles Scharren, als ob ein Spaten sich tief in die Erde senkte? War es nicht, wie der Auswurf von Erde auf einen Platz? Mir stockte der Atem. Gespannt lauschte ich hinunter in dieses Tal der Steine. Meine Augen suchten im leeren Feld. — Sieh, da seh ich einen Menschen graben und schaffen. Vor ihm ein Berg von Erde und Steinen. Rastlos stach er seinen Spaten in den harten Boden. Ohne Unterlaß. Nur manchmal wischte er sich den Schweiß von der Stirne, dann grub er weiter.

Die Kraft der Verbundenheit mit dem Einsamen da unten überwältigte mich und ich stieg hinab. Der Mond stand über mir, bleich und ernst. „Was gräbst du da in diesem harten Land? Sinnlos ist mir dein Tun!“ —

Der Mann hielt inne in der Arbeit, als er mich vor sich stehen sah. Lächelnd sah er mir in die Augen. Sein Wesen war froh und bewegt. Ein Hüne mit blondem Haar. Der Glanz der Augen strahlte Glaube und Zuversicht. Mein Herz wurde warm. „Nicht sinnlos ist mein Tun! — Was der Mensch schafft, um damit dem Menschen zu dienen, fällt nicht ins Gericht! Wer Liebe lebt und den Haß damit bezwingt, trägt das ewige Leben in die Welt, denn er ist Sieger über das Leben!“

„Haß und Leidenschaft ist seit allem Anfang. Sie wälzen sich über die Liebe hinweg und ihre Spuren sind Blut und Tränen. — Was kann uns erlösen?“ —

„Die Ehrfurcht! Wo Ehrfurcht lebt, da hat der Haß keinen Raum. Wer Ehrfurcht hat, hat Liebe, denn die Liebe kann nicht schaffen, um zu vernichten. Darum gibt es nur eine Aufgabe für den Menschen, auf die es sich lohnt, das ganze Leben zu gründen: zerstöre das Trennende, das die Menschen unter sich errichten. Begegne mit Liebe dem, der dich haßt und höre nimmer auf, Liebe zu leben und zu geben, auch wenn man dich mißachtet, dich verfolgt und dein Leben gefährdet. Der Weg der Liebe geht durch alle Gefahren und löst langsam aber sicher, was unlösbar gebunden scheint.“

„Du hast recht! — Aber Christus predigte schon die Liebe und opferte sein Leben für die Liebe. Durch die Jahrhunderte hindurch zogen seine Jünger durch alle Länder der Erde die Fahne der Liebe in die Reihen der Völker tragend. Entschlossen, mutig und den Tod nicht achtend, lebten